

Peter Lemar

# **Ein Sachse im Himmel**

agenda

Peter Lemar

# Ein Sachse im Himmel



agenda Verlag  
Münster  
2018

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar

© 2018 agenda Verlag GmbH & Co. KG  
Drubbel 4, D-48143 Münster  
Tel. +49-(0)251-799610, Fax +49-(0)251-799519  
[info@agenda.de](mailto:info@agenda.de), [www.agenda.de](http://www.agenda.de)

Illustrationen: Ulrike Holzer

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-616-3

# Inhalt

Prolog	7
Johann Wolfgang von Goethe & Friedrich Schiller	9
Richard Wagner	27
Adolf Hitler	34
Wolfgang Amadeus Mozart & Falco	42
John F. Kennedy & Jacqueline Kennedy	52
Sigmund Freud & Carl Gustav Jung	62
Albert Einstein & Kurt Gödel	79
Wladimir Iljitsch Lenin & Leo Trotzki	97
Frida Kahlo	112
Friedrich Nietzsche & Arthur Schopenhauer	114



## *Prolog*

Es war eigenartig. Ich wusste nicht, wo ich war, ob ich träumte oder nicht. Doch mehr und mehr wurde klar, dass das, was ich sah, real war. Ich befand mich in einem großen Raum, der durch Türen mit weiteren Räumen verbunden war. Außer mir waren noch andere Personen hier, die entweder in Sitzcken saßen oder durch die Räume gingen. Alles war sehr gedämpft und es herrschte eine erhabene, fast feierliche Atmosphäre. Ich hatte keine Ahnung, wie ich hierhergekommen war und was das Ganze sollte. War ich denn nicht tot?

Mir wurde bewusst, dass es nicht die materielle Welt war, in der ich mich befand. Es musste eine andere sein.

Mein Blick fiel auf die Gesichter der Anwesenden und ich erkannte in ihnen berühmte Persönlichkeiten der Weltgeschichte. Ich sah aber auch Leute, die ich nicht kannte. Doch wenn ich wissen wollte, wer sie waren, musste ich nur kurz nachdenken und schon fiel es mir ein. Es war, als hätte ich Zugriff auf eine riesige Datei, wo alle Informationen gespeichert waren. Allerdings lagen mir bestimmte Personen mehr am Herzen als andere. Wobei dieser Ausdruck unzutreffend war, weil keiner der hier Anwesenden, weder ich, noch ein anderer, ein Herz hatte. Denn ich konnte mit der Hand meinen Körper durchdringen, so als wäre er Luft. Demnach musste ich mich in der feinstofflichen Welt befinden, von der ich zwar wusste, dass es sie gibt, mit der ich aber nie etwas anfangen konnte, weil sie weder Fisch noch Fleisch war, weder grobstofflich noch geistig. Dem Anschein nach sah alles genauso aus wie in der materiellen Welt. Man hätte denken können, man befände sich wirklich in einem riesigen Schloss mit mehreren Etagen und großen Zimmern. Alles war völlig real. Noch dazu stand ich mit den Füßen fest auf dem Boden. Ich konnte mich fortbewegen, so als würde ich laufen.

Gerade in dem Moment, als ich den Gedanken hatte, wie es überhaupt möglich war, dass ich mit meinem feinstofflichen Körper fest auf dem Boden stand, sprach mich jemand von der Seite an. Ich sah den Betreffenden überrascht an und erkannte in ihm ... meinen Vater.

Nach kurzer Wiedersehensfreude – ich hatte ihn 25 Jahre nicht gesehen – erklärte er mir, dass es hier verschiedene Abteilungen gäbe und dass er extra in die Künstlerabteilung gekommen sei, mit der Absicht, mich hier zu treffen. Woraufhin ich fragte, ob die Abteilungen strikt getrennt seien, was er verneinte. Man könne durchaus die Räume wechseln, wie man wolle. Wenn man hier alles abgearbeitet habe, was man abarbeiten müsse, dann ginge es weiter in die geistige Welt. Dabei wies er mit der Hand auf eine

Tür am Ende der großen Galerie, die den Schlusspunkt des langen Schlosskorridors bildete, von dem aus unzählige Räume abgingen. Dort, meinte er, empfangen uns ein Begleiter, der beim Übergang in die geistige Welt behilflich sei. Doch zunächst ginge es nur darum, hier interessante Leute zu treffen. Wer das sein werde, liege – wie im richtigen Leben – nicht in unserer Hand. Es ginge nur darum, sich voll und ganz auf das Geschehen einzulassen. Um mehr nicht.

Mit diesen Worten verabschiedete sich mein Vater und verschwand durch eine Tür des Nachbarrums. Ich stand noch eine ganze Weile auf der Stelle und dachte über das eben Gesagte nach. Abarbeiten? Was in Gottes Namen sollte man denn abarbeiten? Anstatt eine Antwort zu geben, empfand ich auf einmal große Gelassenheit und eine innere Ruhe, die ich so noch nie empfunden hatte. Hinzu kam eine unbändige Freude und Genugtuung darüber, hier überhaupt sein zu dürfen. Hier im Konzert der Großen, die ich zu Lebzeiten nie getroffen hätte, beziehungsweise nie hätte treffen können. Also ging ich voller Ehrfurcht weiter, sah dort Schopenhauer und C. G. Jung, da Hölderlin und Hesse. Es war, als wär ich Schauspieler in einem Stück und die anderen wären ebenso Schauspieler, die diese Leute imitierten. Aber es waren keine Schauspieler, die ich sah. Es waren die Originale. Noch ganz fasziniert von dieser illustren Situation, entdeckte ich in einer Ecke Einstein und Gödel. Wobei mir einfiel, dass Einstein ja Violine gespielt hatte und Gödels Frau Tänzerin war. Sie alle mussten also eine Affinität zur Kunst haben, sonst wären sie nicht hier.

Natürlich hätte ich mich gern mit ihnen unterhalten, doch ich sagte mir, *die hast du schon mal sicher. Geh erst mal weiter und versuch Goethe und Schiller zu finden.* Die beiden wollte ich auf jeden Fall treffen. Und als wäre mein Wille erhört worden, sah ich sie wenig später in einer Ecke stehen, wie sie vertraut miteinander plauderten. Da es sich um den alten Goethe handelte und Schiller erkennbar Mitte Vierzig war, spiegelten unsere Körper offenbar den Zustand wieder, den wir vor unserem leiblichen Tod innehatten.

Ich staunte selber über meinen Mut, geradewegs auf die beiden zuzugehen und sie offen anzusprechen.





## *Johann Wolfgang von Goethe & Friedrich Schiller*

„Ich grüße das größte deutsche Dichterpaar, die Herren von Goethe und von Schiller. Wie ich sehe, wieder vereint.“

Goethe und Schiller horchten auf und ich fügte schnell hinzu: „*Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte.*“

Beide sahen mich an und lächelten mild.

„Von mir ist das nicht“, sagte Goethe etwas enttäuscht, wie mir schien. Vielleicht, weil ich nicht mit einem Goethezitat begonnen hatte, und er setzte hinzu: „Es muss von dir sein, Friedrich.“

„Aus der *Bürgerschaft*“, meinte Schiller.

„Bei Ihnen, Herr Schiller“, begann ich meinen Fragenkatalog, „war ’s ja immer klar. Sie waren der deutsche Stückeschreiber und Balladendichter. Doch der Herr Geheimrat war ja von Amts wegen eine Zeit lang abgetaucht.“

„Nun“, begann Goethe gefällig, „wenn Sie auf meine Zeit als Minister anspielen, ist das natürlich wahr. Aber dieser Tauchgang – wie Sie sagen – hat mir auch eine Menge Kopfzerbrechen bereitet. Um nicht zu sagen, er hat mich in eine elendige Krise gestürzt. Sie müssen wissen, meine Aufgaben am Sächsischen Hof betrafen ja nicht nur das Consilium, sondern auch den Vorsitz der Wegebaukommission und der Kriegskommission. Ganz abgesehen von der Sanierung des Bergbaus.“

„Sie hätten das alles aber nicht tun müssen, hätten ebenso gut Karl Augusts Angebot abschlagen können.“

„Das stimmt“, gestand Goethe. „Doch ich hatte eine künstlerische Krise. Da erschien es mir immer noch besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun konnte. Mir stand der Sinn nach praktisch-wirksamer Tätigkeit.“

„Weshalb Sie irgendwann alles stehen und liegengelassen haben und gen Italien gefahren sind“, entgegnete ich verschmitzt.

Goethe, der die Doppeldeutigkeit meiner Formulierung sofort erkannte, lächelte wie ein Grandseigneur, warf Schiller, der seinerseits grinsen musste, einen Blick zu und bemerkte: „Nun, wenn Sie auf meine Liebschaft mit Faustine anspielen, dann liegen Sie richtig.“

Doch gleich darauf hielt er inne und meinte: „Aber sagen Sie ... Mit wem haben wir denn überhaupt die Ehre?“ Goethe sah mich an. „Sie haben sich gar nicht vorgestellt.“

O Gott, dachte ich, und auf einmal wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Da stand ich nun vor dem großen Goethe – und auch noch vor Schiller – und wusste nicht, wie ich mich titulieren sollte in Anbetracht solcher Genien. Für einen Moment kam ich mir so klein und nichtig vor, dass ich hätte im Boden versinken können. Doch dann sprach meine innere Stimme und sagte, das hier sei die Zwischenwelt und es ginge überhaupt nicht mehr um solche Belange wie Ruhm und Erfolg. Sag einfach, wer du warst und gut ist. Eitelkeiten spielten hier keine Rolle mehr. Das sei vergleichbar mit globalem Kommunismus, in dem es nicht mehr um Geld ginge. Alles regele sich von selbst. *Also sprich!*

„Ich bin“, begann ich vorsichtig, „ein einfacher Musiker und Schreiberling aus dem 21. Jahrhundert. Keine Ahnung, wie ich hier reingeraten bin. Es muss sich um ein Missverständnis handeln, anders kann ich mir das nicht erklären.“

Goethe und Schiller sahen mich freundlich an, wobei Schiller mir zuzuwinkern schien, was mich dazu veranlasste fortzufahren: „Aber da ich nun mal hier bin, will ich die Gunst der Stunde nutzen.“

Schiller zwinkerte wieder.

„Ich möchte Ihnen ein paar Fragen stellen – fernab der üblichen Konventionen, versteht sich. Sozusagen jenseits des Verstands.“

Goethe nickte und meinte: „Sie sind ja schon mittendrin. Also wo waren wir stehengeblieben?“

„Bei Faustine“, antwortete ich gewandt. „Wobei die Nachwelt ja herumgerätselt hat, wer sie in Wirklichkeit war.“

Goethe lächelte.

„Das mit dem Namen war natürlich eine Finte“, bemerkte er. „Faustina war ein Allerweltsname und ich wollte vermeiden, dass Bildungsreisende nach einer Veröffentlichung der *Elegien* versuchen würden, die Dame in Rom ausfindig zu machen.“

„Ich verstehe“, entgegnete ich. „Und wie hieß sie nun wirklich? Diejenige, die für die *Elegien* Pate stand?“

Goethe zeigte wieder sein Lächeln und erwiderte: „Francesca Di Giovanni. Eine 24-jährige Witwe mit dreijährigem Sohn. Die Tochter des Gastwirts der *Osteria alla Campana*.“

„Also doch“, lachte ich. „Und die Familie hat das Verhältnis gutgeheißen?“ Goethe lächelte erneut und antwortete mit einer Gegenfrage: „Warum sollte sie das Verhältnis mit dem wohlhabenden Freier nicht gutgeheißen haben?“ Ich grünte und zuckte mit den Achseln. Natürlich wusste ich, dass Goethe, wie andere Männer seiner Zeit, Prostituierte aufgesucht hatte. Das war zu seiner Zeit nicht anders als zu meiner.

„Immerhin“, rechtfertigte sich Goethe, „hab ich gut gezahlt und ihr sogar eine großzügige Abfindung überwiesen.“

„Ich weiß“, sagte ich freiheraus. „Angeblich 550 Scudi. Und Constanza Roesler hat 300 Scudi bekommen. Halb bar und halb sächlich.“

Goethe verschlug es für einen Moment die Sprache. Dann lächelte er und meinte: „Das stimmt auffallend. Darf ich fragen, woher Sie das wissen?“

Ich überlegte einen Moment und antwortete dann: „Zu meiner Zeit gab es so etwas wie ein weltweites Lexikon, in dem jeder, der das wollte, recherchieren konnte. Und da Sie ja ein Ausgabenbuch hatten, in dem die entsprechenden Gelder verzeichnet waren ...“

„Nicht zu glauben“, staunte Goethe. Schiller schüttelte den Kopf.

„In Rom wohnten Sie ja bei Tischbein, oder?“

„Richtig. Bei Sante Collina und seiner Frau in der Casa Moscatelli. Auch Schüt und Bury wohnten dort.“

„Wobei Sie ja unter Pseudonym Philipp Möller angereist waren.“

Goethe nickte und meinte: „Sonst hätt ich mich in der Öffentlichkeit nicht frei bewegen können.“

„Die Straße heißt heute übrigens Casa di Goethe“, warf ich ein. Goethe nahm es wohlwollend zur Kenntnis, wobei es mich fast ein bisschen ärgerte, das überhaupt erwähnt zu haben. Dass ein Maler wie Tischbein neben Goethe in der Bedeutungslosigkeit versank, empfand ich als ungerecht. Aber letztlich war das ja nicht Goethes Schuld. Sofern man hier überhaupt von Schuld sprechen konnte.

„Sie haben ja von Wiedergeburt gesprochen“, fuhr ich fort, „von einer neuen Jugend, die Sie in Italien erfahren haben ... Sie hatten aber auch Glück, dass der Herzog Ihre bezahlte Urlaubsverlängerung überhaupt gewährt hat.“

„Das ist wahrlich wahr“, bestätigte Goethe. „Da hatte ich gewissermaßen das Glück des Tüchtigen auf meiner Seite.“

„Und dann stand wenige Wochen nach Ihrer Rückkehr die 23-jährige Putzmacherin Christiane Vulpius vor der Tür ... Wie kam es überhaupt dazu?“

„Sie stand nicht vor meiner Tür“, stellte Goethe klar, „sondern ich traf sie im Park an der Ilm, wo sie mir eine Bittschrift für Ihren Bruder überreichte.“

Ich überlegte. „War das nicht der, der diesen Räuberroman geschrieben hat?“

Goethe nickte. „Christian Vulpius“, sagte er beipflichtend. Schiller nannte den Titel: „*Rinaldo Rinaldini*.“

„Ja genau!“, fiel es mir wieder ein. „Meines Wissens war das sogar der erfolgreichste deutsche Räuberroman des 19. Jahrhunderts.“

„Aha?“, machte Goethe und ich konnte seinem Gesichtsausdruck entnehmen, dass ihn das einigermaßen überraschte.

„Aber zurück zu Christiane“, fuhr ich fort. „Als sie hochschwanger war, durfte sie nicht im Haus am Frauenplan wohnen?“

„Das geschah auf Wunsch des Herzogs“, erklärte Goethe. „Vor allem mit Rücksicht auf die Weimarer Gesellschaft.“

Ich nickte und setzte hinzu: „Sodass Ihr Sohn August zwar nicht als unehelich geführt wurde ... Aber zur Vaterschaft haben Sie sich nicht bekannt, oder?“

„Nicht formal“, lächelte Goethe. „Aber jeder wusste es.“

Ich überlegte, ob jetzt der Moment gekommen sei, ihn nach den ominösen Umständen seiner Heirat zu befragen. Doch wann, wenn nicht jetzt, hörte ich meine innere Stimme sagen und ich bemerkte zunächst: „Geheiratet haben Sie Christiane erst siebzehn Jahre später. Wobei auf Ihren Eheringen der 14. Oktober 1806 eingraviert war. Stimmt es“, fragte ich wohlüberlegt, „dass Sie an diesem Tag, als Sie aus der Schlacht bei Jena zurückgekommen waren, beinahe von plündernden französischen Soldaten erschossen worden wären, wenn Christiane nicht eingegriffen hätte?“

Diesmal lächelte Goethe nicht. Seine Züge wurden ernst und ich hatte das Gefühl, dass er sehr genau abwog, was er auf meine Frage erwidern sollte. „Da haben Sie recht“, gab er schließlich zur Antwort. „Ohne Christiane hätte mein Leben ein jähes Ende genommen. Dann wäre ich Friedrich gewissermaßen auf dem Fuße gefolgt und nicht ich wäre Witwer, sondern Christiane wäre Witwe geworden.“

Ich schüttelte anteilnehmend den Kopf und überlegte, ob ich danach fragen sollte, was genau vorgefallen war. Doch Goethe fuhr fort und sagte: „Ich habe sie aus tiefer Dankbarkeit geheiratet ... Aus Dankbarkeit darüber, dass sie mir das Leben gerettet hat.“

Ich nickte, obgleich mir schon auffiel, dass er nicht gesagt hatte, er hätte sie aus Liebe geheiratet. Aber ich wollte nicht zu indiskret werden. Immerhin hatte Goethes Mutter Christiane den Bettschatz genannt und Goethe

wird schon gewusst haben, was er an ihr hatte. Also nahm ich Schiller ins Visier und meinte: „Bei Ihnen, Herr Schiller, war das Thema Frauen ja auch ein ganz exklusives. Um nicht zu sagen, Sie haben sogar noch eins draufgesetzt und gleich zwei Schwestern Ihre Liebe erklärt – Charlotte und Caroline von Lengefeld ...“

Schillers Gesicht strahlte jetzt und für den Bruchteil einer Sekunde sah es so aus, als sei er ein Engel, weswegen ich zögerte, aber dann fortfuhr: „Doch ich will gar nicht darauf rumreiten, sondern endlich auf die große Dichterliebe zwischen Ihnen beiden zu sprechen kommen. Über die Sie, Herr Schiller, mal gesagt haben, *dass es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.*“

Goethe lächelte väterlich.

„Und trotzdem“, fügte ich hinzu, „verlief ja das erste Treffen zwischen Ihnen beiden ziemlich emotionslos. Kann man das so sagen?“

„Das kann man so sagen“, bemerkte Goethe.

„War es nicht sogar so“, wandte ich mich an Schiller, „dass Sie anfangs daran gezweifelt haben, ob Sie *einander je sehr nahe rücken werden?*“

Schiller lächelte. Dann warf er Goethe einen neckischen Blick zu und meinte: „Mir war er regelrecht verhasst ... Obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebte.“

Goethes Gesichtszüge hellten sich auf, ja sie strahlten regelrecht vor Genugtuung, was Schiller dazu bewog, fortzufahren.

„Natürlich hatte ich an der Karlsschule den *Götz* und den *Werther* gelesen, hab Johann Wolfgang als Dichter bewundert. Und dann stand er zur Abschlussfeier unseres Jahrgangs neben Karl August und Karl Eugen!“

Goethe machte eine selbstgefällige Geste.

„Aber schon zwei Jahre später“, fuhr ich fort, „wurden *Die Räuber* in Mannheim uraufgeführt und erlebten wahre Jubelstürme.“

„Das stimmt“, bestätigte Schiller. „Ich selbst war mit meinem Freund Andreas Streicher im Publikum.“

„Aber ohne Urlaubsgenehmigung von der Schule!“

„Sie sagen es“, meinte Schiller. „Weswegen mich Karl Eugen beim zweiten Mal für 14 Tage in Arrest steckte.“

Goethe musste grinsen.

„Allerdings“, warf ich ein, „wurde Ihr Vertrag in Mannheim nicht verlängert, weswegen Sie in finanzielle Schieflage gerieten. Um nicht zu sagen, Sie wären um ein Haar im Schuldturm gelandet.“

„Das kann man so sagen“, gab Schiller zu. „Deswegen bin ich sofort zu Christian Körner nach Leipzig gefahren, der mir aus der wirtschaftlichen Notlage geholfen hat.“

„Wo Sie gleich die Gunst der Stunde genutzt und die Ode *An die Freude* geschrieben haben.“

Schiller winkte ab und meinte: „Mit der war ich ganz und gar nicht zufrieden.“

„Was Ihnen egal sein konnte“, entgegnete ich, „weil sie Beethoven in der 9. Sinfonie verwendet hat.“

„Das hab ich Friedrich schon erzählt“, unterbrach Goethe. „Und ich muss gestehen, dass ich nach meiner Rückkehr aus Italien mit Erstaunen seinen gewachsenen Ruhm wahrgenommen habe.“

Über Schillers Gesicht huschte ein Lächeln.

„Auch seine historischen Schriften hab ich schätzen gelernt.“

Ich nickte und fügte zu Schiller gewandt hinzu: „War es nicht sogar so, dass die Nachricht, Sie würden eine Lehrtätigkeit in Jena aufnehmen, wahre Begeisterungstürme ausgelöst hat? Dahingehend, dass die ganze Stadt in Aufruhr war und der Andrang der Studenten zur Antrittsvorlesung die Kapazität des Hörsaals gesprengt hat?“

„Das war wohl so“, meinte Schiller galant, „und wir mussten daraufhin in den größten Saal umziehen.“

„Was heißt und zu welchem Ende studiert man *Universalgeschichte*?“, zitierte ich den Titel seiner Vorlesung. Schiller quittierte es mit einem Lächeln.

„Ein Jahr später“, fuhr ich fort, „haben Sie dann Charlotte von Lengefeld geheiratet. In der Jenaer Schillerkirche, die damals natürlich noch nicht so hieß.“

Schiller nickte.

„Ja und dann“, bemerkte ich salopp, „sprang auch der Funke zwischen Ihnen beiden über. Ich glaube, drei, vier Jahre später ... Wie kam es dazu?“

Schiller sah Goethe an, der seinerseits lächelte und meinte: „Anlass war eine von Friedrich geplante Kulturzeitschrift, die *Horen*.“

„Das war doch die“, unterbrach ich kurz, „wo die *Römischen Elegien* erschienen waren, über die sich *alle ehrbaren Frauen* Weimars aufgeregt hatten.“

„Richtig“, bestätigte Goethe. „Was Herder zu dem ironischen Vorschlag veranlasste, die *Horen* müssten nun mit einem 'u' geschrieben werden. Und das, obwohl ich die vier freizügigsten Gedichte weggelassen hatte.“

Schiller grinste.

„Jedenfalls“, fuhr Goethe fort, „hatte ich meine Mitarbeit zugesagt und ein erstes Treffen in Jena verlief überaus glücklich. Daraufhin hab ich Friedrich nach Weimar eingeladen und bin ihn erst nach zwei Wochen wieder losgeworden.“

Schiller lachte.

„Er hat mich wieder zum Dichter gemacht“, gestand Goethe, „welcher zu sein ich so gut wie aufgehört hatte.“

Das schien mir etwas übertrieben. Aber ich begriff, wie belebend diese Dichterfreundschaft für beide gewesen sein musste. Goethe und Schiller waren wie Tag und Nacht, ja sie gehörten zusammen wie zwei Seiten einer Medaille.

„Ihre gemeinsame Zeit“, leitete ich meine nächste Frage ein, „gilt in der Literaturgeschichte als die innigste und herausragendste Dichterfreundschaft aller Zeiten ... Lag es daran, dass Sie sich beide so akzeptiert haben, wie Sie waren?“

Goethe war der erste, der Anstalten machte, meine Frage zu erwidern, indem er sagte: „Nun, ich denke, wir hatten nicht nur dieselben künstlerischen Ideale, sondern unser Bündnis war geprägt von tiefem Verständnis für die Arbeitsweise des anderen.“

Schiller nickte zustimmend und ich setzte hinzu: „Die ja durchaus unterschiedlich war, oder?“

„Zweifellos“, bestätigte Schiller. „In meinem Traktat *Über naive und sentimentalische Dichtung* hab ich den Unterschied beschrieben. Demzufolge war Wolfgang der naive Dichter, der danach strebte, das Wirkliche nachzuahmen mittels einer durch Kunst geschaffenen Welt. Während ich der sentimentale Dichter war, der danach strebte, das Ideal darzustellen im Hinblick auf die verlorene Natur.“

„Trotzdem“, entgegnete ich, „erscheinen Ihre Gedichte und Balladen so ähnlich, so seelenverwandt, dass der Leser gar keinen Unterschied merkt.“

„Das stimmt“, meinte Schiller. „Weil Sprache und Dramaturgie ähnlich sind. Aber nicht die Intention.“

Goethe nickte.

„Stimmt es“, richtete ich meine Frage an Goethe, „dass Sie Einfluss auf Schillers *Wallenstein* genommen haben und er wiederum bei der Fertigstellung Ihres *Wilhelm-Meister*-Romans geholfen hat?“

„Nicht nur das“, antwortete Goethe. „Er hat mich auch zur Fortführung des *Faust* ermuntert.“

„Jetzt kann man ’s ja sagen“, schmunzelte Schiller, „ich war höchst erstaunt, dass *der Vortreffliche* nicht wirklich wusste, wie der Roman enden sollte.“

Goethe versteckte sich hinter einem breiten Grinsen, wobei ich nicht den Eindruck hatte, dass ihm dabei ein Zacken aus der Krone fiel.

„Dann erkrankten Sie an Tuberkulose“, sagte ich zu Schiller, „und es ging schon das Gerücht um, Sie seien gestorben.“